

Der Fall

Ein kleines Visiönchen,
Ida und allen ihren Teammitgliedern der IDM
herzlich, dankbar und mit einem Augenzwinkern gewidmet.

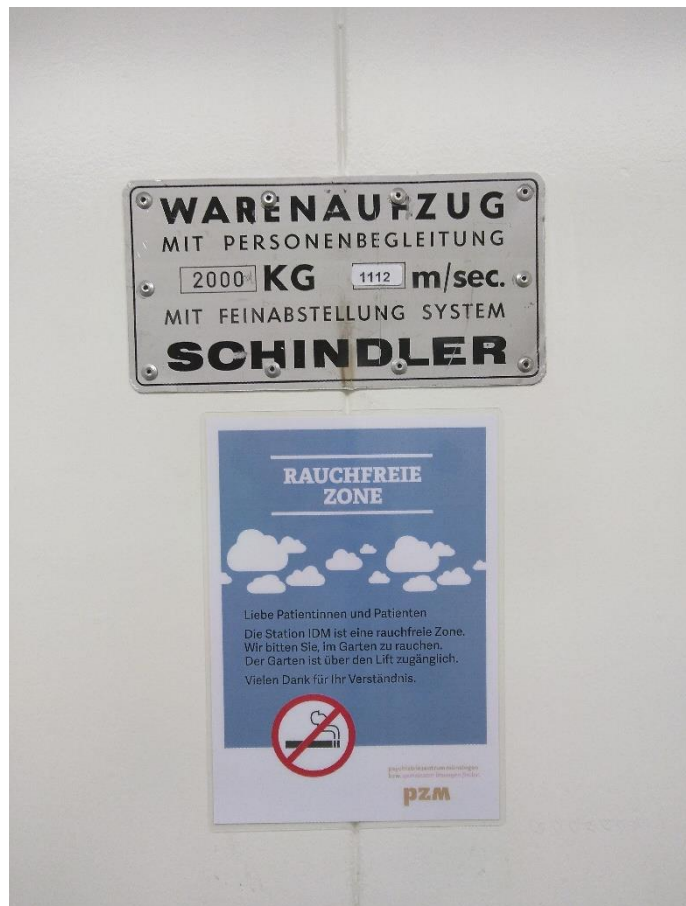
Der Fall

Hinauf. Hinunter. Wieder hinauf. Und wieder hinunter.

Mehrmals pro Tag, Dutzende Male pro Woche, schier unzählige Male in den vergangenen knapp 8 Wochen. Wir können nicht anders reisen von der scheinfreien Welt des Parks in die scheinheilig offene, faktisch geschlossene Abteilung im vierten Stock von Haus 24 im Psychiatriezentrum Münsingen. Wir – das sind die Patientinnen. Wäre man Arzt, Pflegerin, ja dann ... Aber die einzige Türe nach unten ist zu.

Heute ist einmal mehr Mittwoch. Genau. Wie schmierige, verfaulte Äpfel haben sich die Tage aneinandergereiht, mit ihren jeweiligen kleinen Ausscherungen aus dem Durchschnittsprogramm. Und der Mittwoch ist am schönsten ausgebrochen – was für ein Euphemismus ... - ist, wie gesagt, am schönsten ausgebrochen aus der Fünftagereihe, bietet einen freien Nachmittag an. Zwischen Bäumen torkeln, mit denen vom 46 um die Aschenbecher streiten, den Jens treffen, kleinen Kindern auf der Schaukel zuschauen und dabei still und leise feststellen, dass man restlos verblüht, ach was, durchgeknallt und abgehakt ist. Auch mittwochs.

Aber heute – heute ist mein zweitletzter Tag. Morgen werde ich entlassen. Und es ist meine drittletzte Liftfahrt. Noch einmal runter zum immergleichen Kaffee mit



dem immergleichen Proteststumpfen, mit dem ich die Zeit totschiage, sie in Luft auflöse. Dann fürs Abendverlesen (warum sagen sie es nicht gleich so deutlich?) wieder hoch, ein allerletztes Mal. Und morgen ...

Nicht, dass das Liftfahren, wie überall sonst auf der Welt, etwas mit Tempo zu tun hätte. Zwar hat irgend ein Witzbold mit einem Kleber die ursprüngliche Tempoangabe der ollen Schindlerkiste auf ungefähr die dreieinhalbfache Schallgeschwindigkeit erhöht, aber die Realität ist gemächlicher. Wer hier den Lift bestellt, fühlt sich wie auf einem Dorfbahnhof der Fünfziger Jahre – manchmal kommt vielleicht ein Zug. Und hier kommt manchmal ein Lift. Mani Matter klingt auf: *Das isch ds Lied vo der Aastalt, wo der Lift geng scho abgfahre isch oder nonid isch cho ...*



Licht im Schacht. Luft strömt aus dem Türspalt. Das Licht hält an, mit einem vorsintflutlichen Metallklacks entriegelt sich die Doppeltür. Nichts wie rein ins Doppelglück – der Lift ist da, und kein stumpfäugiger Mitpatient will mitreisen. Auch so ein Sandkornglück – diese formvollendeten Miesepeter und Schizovrenelis für einen kurzen Moment los zu sein. Mehr als einmal hatte ich den Reflex, den Lift mittels Durchbrechen der Lichtschranke einfach mal für ein

halbes Stündchen anzuhalten und damit die Bande für eine, für *meine* Weile los zu sein. Und dann Lesen. Am liebsten mit einem Stumpfen, grad äxtra.

Was soll's. Ich drücke, blindlings unterdessen, auf E, vermutlich Erdgeschoss. Oder auch Eingang. Dante kommt mir in den Sinn, ausgerechnet. *Ihr, die ihr eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.* Wie

wahr. Hätte ich einen schönen starken unauslöschlichen Stift bei mir, ich liesse das E verschwinden hinter einem fetten A für Ausgang, Abgang, Addio.

Was soll's.

Der Lift setzt sich in Bewegung, mit dem üblichen Rumpeln, das er einfach nicht lassen kann. Gegen oben verschwindet der vierte Stock, mit ihm das Bild des Kätzchens, bei dem man nicht weiss, ob es das schlaueste aller Teammitglieder oder aber die Mutter aller Depressionen ist. Dann kommen die beiden blinden Bullaugen des dritten Stocks; unsere Schlafkaserne ist vor Blicken geschützt. Dann geht's Richtung Alterspsychiatrie. Einmal, zweimal. E kommt in Sicht.

Aber dieses Mal erlebe ich eine Überraschung. Der Lift hält nicht an. In aller Seelenruhe fährt er weiter, als stünde ein Parkhaus oder eine Tennishalle unter der Anlage. Das Licht auf der Stockwerkanzeige, das kurz den E hat aufleuchten lassen, geht aus. Ich fahre immer noch, erstaunt, nach ein paar Sekunden dann allerdings mit einem leisen Anflug von Magensausen. Ich schaue mich im Lift um. Und auf einen Schlag – ich bilde es mir nicht ein, ich habe meinen Blick im Griff – verschwindet das Rauchverbot an der Rückwand. Ich bilde es mir nicht ein, ich habe es oft genug angeschaut, mitsamt dem altertümelnden



Schild der Biedermeierfirma Sch., das nun übrigens die wahre Langsamkeit der Fahrt anzeigt. Das Rauchverbot ist weg. Schindler ist noch da.

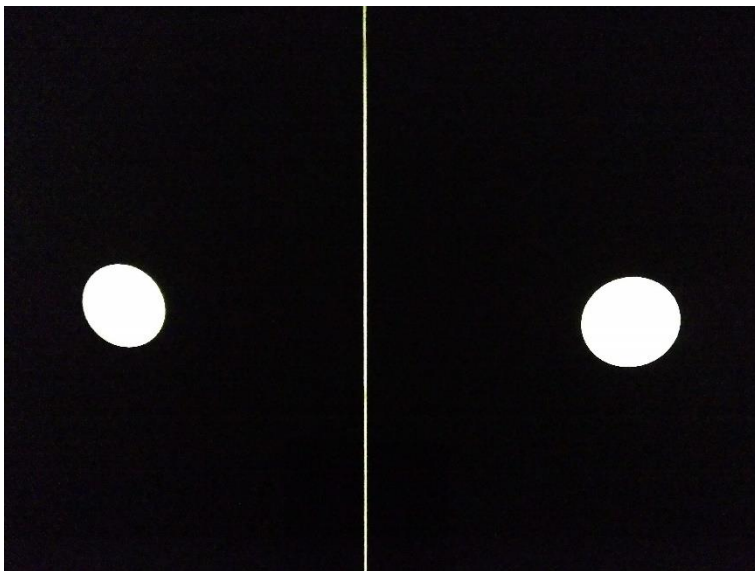
Ich bekomme eine leise Panik. Wende mich wieder dem

Bedienungsfeld zu. Und in dem Moment verschwindet ein weiteres Schild. Nicht das blaue mit dem unsäglichen Trugbild eines

Warenliftes, der in Wahrheit ja fast nur noch Depressionsgewebe umherschleibt. Nein, die Anschrift der Stationen ist weg.

Das ist mir zuviel. Ich wende mich nach rechts, zum Bedienfeld. Ich weiss, dass dort oben ein roter Notbremseschalter ist, eine ständige Versuchung für mich. Er ist – weg. Der rote Kreis umschliesst die schwarze Fläche, und mittendrin klafft ein kleinfingernagelgrosses Loch. Und wie ich nach der Alarmklingel suchen will, geht das Licht aus.

Das wäre nicht so schlimm. Aber der Lift fährt immer noch, fährt seit einer Zeit, die einfach nicht übersetzbar ist auf die Situation hier. Die Geschwindigkeit scheint mir gleich zu bleiben. Ich möchte mich festhalten, weiss aber nicht wo.



Und dann, auf einen Schlag, steht der Lift still. Auf Kniehöhe sehe ich die üblichen zwei Bullaugenfensterchen, durchsichtig, wie mir scheint. Der Lift hat einen guten Meter oberhalb der Türschwelle angehalten. Ich drücke gegen die Tür

– no way, das Stahlgebiss hat sie nicht freigegeben und wird sie so schnell wohl nicht frei geben. Ich kniee nieder und blicke durch eines der Fenster.

Ich schaue in einen Korridor, wie er in diesem Haus zu erwarten ist. Zimmerpflanzen, ein paar knittrige Reproduktionen an der Gegenwand. Am Boden ein Läufer, Farbe zwischen Aschgrau und Worcester. Kenne ich, meine Grossmutter väterlicherseits selig lebte mit Wonne auf Läufern, als Kind habe ich sie bespielt und geliebt. Ich versuche, ein wenig links und rechts zu äugeln. Links – nichts Neues im

Süden. Rechts – auch nichts Neues ... Doch. Es verschlägt mir kurzzeitig den Atem. An der Wand hängt ein schwarzes Telephon. Es hängt, es hat einen Haken, woran ein Hörer hängt, und oben thronen wahrhaftig zwei Glocken. Ein Telephon – aus dem letzten Jahrtausend? Hier? Heute? Wenn es aus Kunststoff ist, wurde es ab 1956 von Gfeller gebaut, wenn aus Bakelit ... ich wage gar nicht zu rechnen.



Bevor ich fertig nach Luft geschnappt habe, ohne Vorwarnung, setzt sich der Lift wieder in Bewegung. Ich versuche instinktiv, die Tür im rechten Moment aufzubrechen – keine Chance. Ich bin so machtlos wie eine Sardine im Gebiss eines weissen Hais. Und ohne irgendeine Hast, ohne ein neues Rumpeln, einfach im gewohnten Trott fährt der Lift, fährt gegen unten, wie ich gesehen habe und immer noch fühle.

Und wieder hält er an. Dieses Mal hat er mich überrumpelt. Die beiden Fenster sind schon zu einem Viertel ausser Sicht geraten. Ich recke den Hals und schaffe es nur gerade, den obersten Teil der Gegenwand und die Decke zu sehen. Und hier ist etwas anders als gewohnt. Ein offensichtlich hoher Raum, mit grossen weissen Platten abgedeckt. An der Wand eine Uhr mit römischem Zifferblatt. Und das merkwürdigste sind die Lampen – Pendellampen wie bei Grossonkel Cäsar selig, an langen Drähten zwei, eine dritte hängt so weit unten, dass ich sie gar nicht mehr sehe. Der Lichtschein ist aussergewöhnlich, erinnert an ... an Filmbeleuchtungen von einst? an Operationssäle von früher?



Und einen winzigen Moment, bevor der Lift sich wieder in Bewegung setzt und mich ins neue Dunkel versetzt, höre ich einen grässlichen Schrei, höre ihn noch im Fahren, höre ihn von immer weiter weg und immer schlimmer. Als sei jemand ... vom Schlag getroffen worden. Sein Crescendo übertrifft die Fahrtgeschwindigkeit meines eisernen Kerkers.

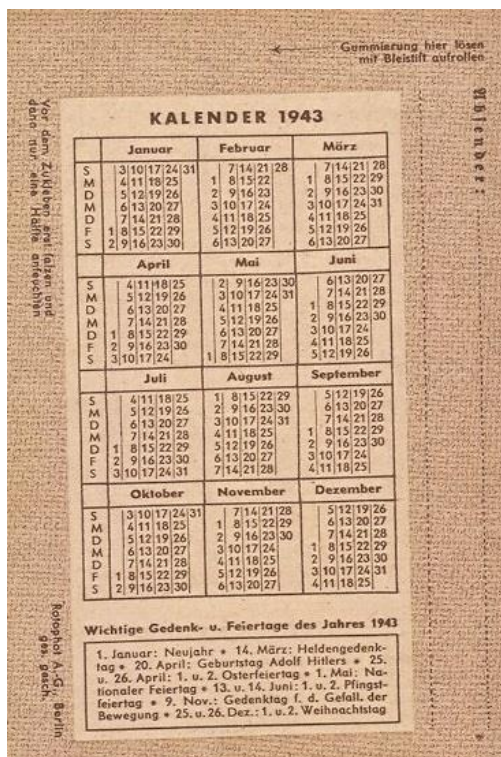
Meine Hände sind schweissnass. Ich kenne Münsingen – bin ja nicht das erste Mal hier, bin ein richtiger Habitué –, ich kenne seine Topographie, seine Geschichte, seine Licht- und natürlich seine Schattenseiten. Kürzlich beispielsweise ist ein Buch über die Geschichte des Elektroschocks erschienen. Ein Berner Journalist hat es geschrieben, und er durfte sogar ins Archiv steigen und sich Krankengeschichten und Schockprotokolle anschauen. Alles hat man ihm anvertraut, nur die eine Patientenkarte aus dem Jahr 1943 nicht, wo es weder um Herzstillstand noch Wirbelbrüche ging, sondern um eine bedauernswerte Fehlfunktion der



zeitlichen Dosierung. Was in Zehntelsekunden vorbei hätte sein sollen, dauerte beim bedauernswerten Patienten XY (sein oder ihr Name ist wohlweislich geschwärzt) dreieinhalb Sekunden. Und dann war zuerst einmal nicht der Name auf dem Papier schwarz, sondern der Patient selber. Er soll geglüht und geraucht haben und gestunken. Und das alles, in der brachialen Bronzezeit der Psychiatrie, natürlich ohne Annehmlichkeiten wie Anästhesie oder Myotonolytika. Ich weiss aus internen Quellen (der Pflegevater meiner Tante war eine Kapazität in der Waldau, bei der Konkurrenz), dass man versuchte, den Fall gegen

aussen unter dem Deckel zu halten. Intern aber hat er sofort heftige Konvulsionen (so ein Zufall – heute nennt man den Elektroschock ziemlich euphemistisch *Elektrokonvulsion* ...) ausgelöst, und Monate später ist er zu einem Gerichtsfall hinter verschlossenen Türen geworden, unter Beizug akademischer Nebelwerfer und medizinischer Faktenverwedler. Meinerseits habe ich dann, rund vierzig Jahre später und am Tisch besagter Koryphäe, einmal eine Kopie dieser nichtöffentlichen Karte gesehen. Bei ihrem Anblick wandelte ich kurz nicht auf Dantes, sondern auf Disneys Spuren – das erste Auto meines Bruders im Geiste, Donald Duck, trug bekanntlich die Nummer 1313, und genau diese Patientennummer trug das schaurige Dokument. Die Nummer hat sich mir damals mit ehernen Lettern ins Gedächtnis gebrannt.

Diese Erinnerungen. Und plötzlich geht das Licht wieder an. Der Lift ist exakt so gross, wie ich ihn in Erinnerung habe. Aber sein Inneres ist nicht wieder zu erkennen. Er wirkt fast wie neu. Und doch ... Auf der Fahrtafel haben sich die Zeichen verändert. Nur noch vier Positionen sind da angezeichnet, und zuunterst steht RdC, dann folgen gegen oben die römischen Ziffern I, II und III. Ach ja, und ganz unten, dort, wo ich den Alarmknopf in Erinnerung hatte, ist ein Porzellanschalter

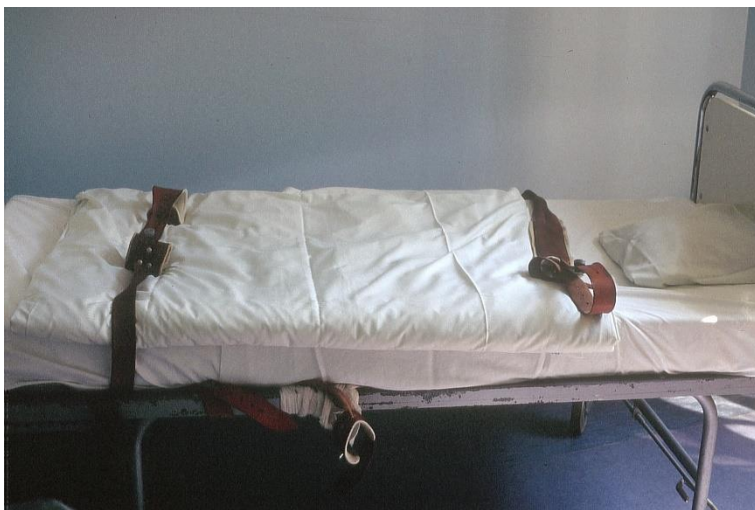


angebracht, das heisst, die Buchse eines Porzellanschalters. Der Drehknopf fehlt. Aber auch hier eine Abkürzung: „Ins & ES“. „Ins“ und „ES“? Ist vielleicht die Insel gemeint, das Berner Spital? und das zweite ein Monogramm? Mein Inneres steht am Berg, ich kann mir keinen Reim darauf machen. Ich schaue mich ein zweites Mal um, und erst da sehe ich einen kleinen Wandkalender im Winkel zwischen Seiten- und Rückwand hängen. Ich will darüber weggleiten, aber als hochgradig

Lesesüchtiger bleibe ich hängen. Kleingedruckt ist da unter Festtagen der unsägliche 20. April markiert, ein deutsches Produkt also im Münsinger Lift. – Gross hingegen springt mir die Jahrzahl ins Gesicht, mit ausgefahrenen Krallen: 1943.

Der Lift fährt, fährt gegen unten. Ich komme ins Taumeln, muss mich festhalten, lehne mich an die Wand. Und da sehe ich auf der Tafel vis-à-vis, wie eben noch das RdC geglüht hat, sehe es verlöschen. Und ein paar Sekunden später höre ich Stimmen, viele Stimmen. An der Stirnseite erscheint wieder eine Tür, mit Milchglasscheiben wie früher – wie komme ich darauf? „früher“? Ich fühle mich um Lichtjahre gealtert, seitdem ich in den Lift gestiegen bin. Und dieses Mal hält der Lift so, wie es ein Lift tun soll. Bei der Tür, *genau* bei der Tür. Und das metallene Knacken zeigt an, dass die Tür frei ist.

Ich will aussteigen, drücke gewohnheitsmässig auf den linken Türflügel. Da gehen beide aufs Mal auf, ich stolpere, falle schier aus dem Lift. Aber ich falle nicht ins Leere. Zwei schnauzbärtige Muskelmänner mit Lederschürzen fangen mich auf. Nein, sie fangen mich ein. Wie eine Feder in der Herbstbise werde ich von ihnen durch den Raum befördert, von der Senkrechten in die Waagrechte gedreht. Und bevor ich mein erstes Wort – Erleichterung? Protest? – ausstossen kann, binden sie mich mit handbreiten Ledergurten auf eine steinharte Liege.



Mir bleibt die Spucke weg. Ich will rufen, will reklamieren; da beugt sich ein Typ wie aus einem späten Stummfilm über mich, mit einem fünffach gestärkten weissen Mantel gewandet, mit einer

Fliege um den Hals und einem Spitzbärtchen, das in Bartwischse

schwimmt. Er grüsst mich, grüsst mich mit Namen, aber mehr will er offenbar nicht reden. Er wendet sich von mir ab, dorthin, wo ich ein Gemurmel wie vor Beginn einer Kinovorstellung höre. Und dann sagt, er, mit einer Stimme irgendwo zwischen Mediziner, Moderator und Metzger, ein wenig gestelzt und ein wenig stolz, jedenfalls mit dem Unterton professioneller Zuversicht:

„Meine Herren! Patient 1313 ist da. Wir können anfangen.“

